



etablierten Institutionen gibt, wird immer absurder und unerträglicher. Sicher ist, dass die Gesellschaftswissenschaften nicht mehr an früheren Maßstäben gemessen werden können. Die Zeit ist reif für eine Nutzung des Wissens dieser Fachleute und ihre Interpretationen von Prozessen. Sie konkurrieren mit dem Mainstream, sind vielschichtig und existieren unabhängig von unseren gewohnten Zuordnungen. Das Interesse und der Bedarf an ›Neuem Wissen‹ wächst; die Frage, wo wir es herholen, stellt sich auf der globalen Ebene. Nach dem Rollenwechsel des Staates – gepaart mit seiner Schwäche und seinem Legitimationsverlust – wird es unausweichlich, dass auch die angehäuften, noch nicht zur ›Wissenschaft‹ konvertierten Erfahrungen von Bürgerorganisationen, Bewegungen und Non-Governmental-Organisations, die auf gesellschaftlicher sowie kultureller Ebene immer mehr an Bedeutung gewinnen, genutzt werden. Leider ist diese Art von Kooperation in Ost- und Mitteleuropa noch sehr selten; viele gesellschaftliche Initiativen oder Bürgerorganisationen wirken im Verborgenen. Ihre Erfahrungen, Kenntnisse, Statistiken und Verbindungsnetze könnten der Impuls für eine neue kritische Gesellschaftswissenschaft sein. Ob wir an das Versagen der Politik, an Sozialpsychologie oder den mit Zyanid verseuchten Fluss Theissen denken, die acht bis zehn Millionen, hauptsächlich in Ost- und Mitteleuropa an die äußersten Grenzen der Zivilisation gedrängten Zigeuner oder die Konsequenzen des jugoslawischen Krieges im Auge haben – es wird immer deutlicher sichtbar, dass konventionelle Formen der wissenschaftlichen Annäherung der Komplexität der Erscheinungen nicht gerecht werden, und das bedeutet: wir verstehen sie nicht wirklich.

Das Durcheinander auf dem – eindeutige Antworten fordernden – Wissens- und Informationsmarkt lässt sich nicht übersehen. Die Wissensverbraucher dieser Welt – einschließlich der osteuropäischen Welt – müssen sich daran gewöhnen, dass die Wirklichkeit nur im Plural gebräuchlich ist; die Philosophen und Liebhaber idyllischer Landschaften sind gezwungen, bei ihrem Spaziergang Maschinengewehrgeknatter, vergiftete Flüsse und radioaktivverseuchte Felder einzukalkulieren. Vorausgesetzt, sie gehen das Risiko der Fortbewegung ein. Wer die Wissenschaftszweige immer noch getrennt betrachtet, muss erkennen, dass die strahlendsten Hypothesen, geistreichsten Blickpunkte und originellsten Ideen aus der Berührung mit den Grenzfurchen der traditionell aufgeteilten Wissenschaftszweige resultieren. Das ›Neue Wissen‹ wird

durch die Ansprüche der sich globalisierenden, integrierenden und desintegrierenden Gesellschaften entstehen. Sein Gütesiegel wird eigenen, mit den neuen Voraussetzungen sich erst entwickelnden Gesetzen entsprechen müssen. Vermutlich beginnt, sobald sich solch ›Neues Wissen‹ entwickelt, auch der Prozess, mit dem es in Boxen, Fachdisziplinen und Ressorts gestopft wird; das allerdings sollte dem Reiz der Aufgabe keinen Abbruch tun.

Mit abnehmender Fähigkeit des Staates zur Lösung vorhandener Probleme und wachsender Unverantwortlichkeit in der Handhabung neu entstehender Konflikte in peripheren, schwer zugänglichen Teilen der Welt, nehmen potenziell die Erwartungen gegenüber Formen der Wissenschaft zu, die verantwortungsbewusst Wissen produzieren: als moralische Forderung und als Anspruch bei der Suche nach einer guten – einer guten! – Gesellschaft.

Dieser Anspruch ist ein Erbstück aus den Reformhoffnungen nach 1989, auch wenn er in den sich demokratisierenden Ländern kaum etablierbar ist. Der Staat und die von ihm abhängigen ›autonomen‹ Institutionen können weder Verantwortung übernehmen noch Geld dafür zur Verfügung stellen. Nichtsdestotrotz drücken sie mit unveränderter Lust und dem Anspruch auf die Definitionsmacht der Wissenschaft das alte Siegel auf. Im Umfeld der neuen Herausforderungen sowie rapiden Änderungen wird sich dieser Anachronismus nicht mehr lange halten. Falls doch, so nur als Parodie von Wissen und Wissenschaft. Das alte Gütesiegel wird durch die neuen Tatsachen ständig aufgebrochen, das neue glänzt noch nicht.



Christoph Kehl

## Studentische Träume an der Massenuniversität

Der Studentenstreik war gerade beendet und die Barrikaden standen noch, als ich 1998 aus Zürich nach Berlin kam. Mit Schaudern lauschte ich den Erlebnisberichten und Anekdoten, die die Rückkehr zur Normalität und die mentale Verarbeitung des Streiks begleiteten. Mittlerweile bin ich selber ein Bestandteil des deutschen Universitätsalltags, der sich wieder träge eingenistet hat.

Ich kam als Umweltwissenschaftler nach Deutschland. In meinem ersten Studium hatte eine feste Struktur den Stundenplan weitgehend vorgegeben und termingerechte Leistung verlangt. Die Professoren hantierten mit ausgeklügelten Punktesystemen, um mich zur Arbeit anzuhaken: Am Gängelband wurden die Studenten durch das Studium geführt. Wer ausscherte, wurde von der professoralen Aristokratie milde belächelt. Wie soll der Neuling auch wissen, was ihm in seinem Fach gut tut? Dankbar billigte ich damals die Bevormundung, die mich Ohnmacht und Schwäche des akademischen Frischlings vergessen ließ und mich mit einer konkreten Zukunftsaussicht entschädigte.

Als ich mein Studium beendet hatte, war ich damit nicht zufrieden und suchte die akademische Freiheit, die mich Lerninhalte selbst bestimmen und mir Platz für eigene Denkbewegungen lassen würde. Das Studium der Philosophie schien mir dafür besonders geeignet, weil ich dachte, in ihm seien eigenständige Wissensaneignung und kritisches Denken besonders gefordert. Mein Wunsch war es, an der Universität Experten zu finden, die mich die Gedanken von Kant, Hegel und Adorno aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten lassen und mir erklären, wieso sie, die Experten, einen bestimmten Standpunkt eingenommen haben – und die mir dann die Freiheit geben, mir eine eigene Meinung zu bilden.

Erwartungsvoll trat ich meinen ersten Studientag in Deutschland an und nahm die Handbücher und Begrüßungsformeln lächelnd entgegen, blätterte im Vorle-

sungsverzeichnis und begann die Stirn zu runzeln, als ich Folgendes las:

»Die klassische Sprachkritik im Rahmen transzendenter Reflexion hat ihren Angelpunkt sicherlich in dem Kantkritischen, sprachphilosophisch orientierten Dreigestirn Herder, Hamann und Humboldt: Sprache bestimmt sich hier als ... gleichsam Ergon und Energeia, d. h. als ursprüngliche Möglichkeit von Ausdruck und Verstehen im Sinne von Produzieren und Rezipieren von Sinn (Humboldt), wobei bekanntlich Humboldt bereits so weit die Idee der transzendentalen Sprachphilosophie entfaltet, dass er die begrenzten faktischen Einzelsprachen – Sprachspiele – in reflexive Spannung setzt zur Sprache als ›gemeinsame Natur des Menschen‹.«

So lautete die Beschreibung eines Proseminars zu Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie – und nach ähnlichen Beispielen musste ich nicht lange suchen. Die Professoren wussten offensichtlich nicht, dass mir genauere Kenntnisse zu ihren Seminarthemen verwehrt waren. Welchem anderen Zweck soll denn aber ein Proseminar dienen, als den Neuling in eine ihm fremde Thematik einzuführen? Ist das wissenschaftliche Objektivität?

Ich hatte mich an den Dauerbrennern der deutschen Philosophiegeschichte bereits vor meinem Studium geübt, aber ein schwerblütiger Geist, der sich in verwinkelter und tiefsinniger Sprache ausdrückte, hatte mich ratlos gemacht. In meinem Philosophiestudium sollte das anders werden, davon war ich überzeugt. Die Professoren würden mich lehren, wie dem Denken hinter dem Philosophenjargon auf die Spur zu kommen ist. Das Unverständliche, das mich an den Texten der Großen noch fasziniert und herausgefordert hatte – im Vorlesungsverzeichnis wirkte es auf mich abstoßend. Dadurch war ich immerhin vorwarnet. Konnte ich Aufklärung von Professoren erwarten, die anscheinend nicht willens oder fähig waren, mir das Thema ihres Proseminars in einer verständlichen Sprache schmackhaft zu machen?





Meine Befürchtungen wurden allzu oft bestätigt. Schlechte Seminare sind häufig und zeigen meist folgenden Verlauf: Das einleitende Referat über die erste Textpassage misslingt. Der Student verschleierte, dass er vom Text nichts verstanden hat, indem er ihn einfach nacherzählt. Das ›Numinose‹ oder die ›mystische Häresie‹ schweben wie Luftblasen durch den Raum und zerplatzen ins Nichts. Die Zuhörer langweilen sich, viel zu lange zieht sich das Kauderwelsch hin. Das Ende des Referats feiert man mit befreiendem Beifall. Daraus lässt sich schon schließen, dass es um den didaktischen Ehrgeiz des Professors nicht zum Besten bestellt ist. Wie sonst soll ich mir erklären, dass er ohne merkbare Reaktion schlechte Referate in seiner Lehrveranstaltung duldet?

Seine fachliche Kompetenz leuchtet hingegen auf: der Dozent demonstriert sein Wissen virtuos im Jargon seines philosophischen Vorbilds. Ihm gewachsen zeigen sich in der folgenden Diskussion nur wenige Studenten; die verständnislose Mehrheit wird dem Jargon geopfert.

Der angeberische Habitus regiert die Seminare und offenbart, wie die Fachsprache den Laien degradiert. Ich habe keine Wahl: ich wehre mich dagegen, indem ich ebenfalls die Federn spreize und meine Kritik zurückhalte.

Noch hoffe ich, dass die Philosophie keine Fachsprache ohne Substanz ist. Trotzdem verstärkt sich dieser Verdacht, sobald sich der Professor in einem Proseminar nicht bereit oder imstande zeigt, mir eine Brücke zu bauen. Könnte er sich den Studenten nicht als kritischer Gesprächspartner zeigen, Vernebelungstaktiken offen legen und die Alternativen benennen? Und ich wünsche mir, dass er mir erst denken hilft, bevor ich wie ein Philosoph spreche. Wie sonst soll ich mir die Frage stellen, ob hinter der hermetischen Sprache der Weltgeist steckt, den sie vorzugeben scheint?

Ich war überrascht, wie viel Dogmatik sich in einem philosophischen Institut einnisten kann. Der Diskursethiker schimpft über den Sprachphilosophen – und der Hegelianer lästert über den Kantianer. Jeder Professor hat seine Gefolgsleute, und diskutiert wird nur innerhalb der einzelnen Hierarchiegruppen – man weicht einander aus. Im einen Zimmer sitzt der Hermeneutiker, im anderen der Heidegger-Spezialist und im dritten der Wissenschaftstheoretiker. Jeder von ihnen hat sich in seine Trutzburg zurückgezogen, von der aus er die Ebene beherrscht. In jedem Seminar sitze ich einem Experten gegenüber; und in jedem Seminar muss ich mich neu gegen seine Definitionsmacht behaupten, die mir einen Röhrenblick

aufzwingen will. Kritisches Denken, so der Eindruck nach vier Semestern, macht offensichtlich vor dem eigenen Garten halt. Man unterhält sich miteinander auf dem Papier und scheut sich, etwas von seiner Persönlichkeit preiszugeben. Im abstrakten Himmelsgewölbe der Wissenschaft zieht jeder Stern einsam seine Bahn.

Kopf voran und neugierig habe ich mich in eine neue Welt geworfen, in der (fast) alles erlaubt zu sein schien und in der ich keine Grenzen erkannte. Nach den ersten Erfahrungen merkte ich, dass mir Irrlichter vor der Nase flackern. Der Professor verlangt eine ›wissenschaftliche‹ Hausarbeit – und ich frage mich, was er damit meint. Habe ich seinen Wunsch erfüllt, wenn ich möglichst kompliziert schreibe? Oder fordert er von mir, dass ich seinen Standpunkt genau wiedergebe? Oder ist es eine große Menge an Zitaten, die ›Wissenschaftlichkeit‹ auszeichnet? Der eine verlangt eine strukturierte und argumentativ aufgebaute Arbeit, der andere liebt ausuferndes Schreiben. Ich will dem Professor gefallen, schließlich weiß ich, dass ich mir in der Anonymität Sympathien schaffen muss; dabei hilft mir eine genaue Beobachtungsgabe, die ihm die Wünsche von den Lippen abliest. Er nimmt als selbstverständlich, dass wer aufmerksam sein Seminar besucht hat und die deutsche Sprache beherrscht, die Hausarbeit ohne große Mühe schreiben wird. Jedoch sind die ersten ›wissenschaftlichen‹ Schritte auf dem Papier eine Kraftprobe, mit der ich zwischen meinem Wunsch nach Anerkennung, kreativem Interesse und verschwommenem wissenschaftlichem Anspruch schlichten muss. Es ist leider die Regel, dass meine Mühe von den Professoren nicht belohnt wird und sie die Arbeiten meist mit einigen nichts sagenden Bemerkungen retournieren. Sie bestrafen mit ihrem Verhalten indirekt jeden Studenten, der die Hausarbeit ernst nimmt und viel Zeit in sie investiert. Wenn ich mit meinem Geschriebenen alleine bin, wird die Arbeit mir zur lästigen Pflichtübung; was nützt mir so eine gute Note? Es ist für jeden Professor eine Selbstverständlichkeit, dass kreatives Denken und die Begabung, gute Fragestellungen zu finden, eine Grundvoraussetzung guter Wissenschaft ist – umso erstaunlicher ist es, mit welcher geringer Aufmerksamkeit die Hausarbeiten abgetan werden: sie wären der studentische Übungsplatz, auf dem diese Fähigkeiten entwickelt werden könnten, wenn denn die Professoren als kritische Leser unterstützend auftreten würden. An amerikanischen Universitäten gehört ›Kreatives Schreiben‹ zum Standard-

lehrplan. Wird in Deutschland von den Studenten erwartet, dass sie viele Begabungen eines guten Wissenschaftlers schon zu Studienbeginn vorweisen können?

Der Student, der sich seinen freien Geist bewahren will, hat einen schweren Gang vor sich. Jeder Jargon, jeder Dogmatiker locken ihn in die Hörigkeit.

Klagen hilft wenig, und ich sehe ein, dass für ein befriedigendes Studium der Student selbst verantwortlich ist. Die akademische Freiheit lässt ihm die Zeit für neue Wege: Zum Beispiel können außerhalb der universitären Mauern studentische Arbeitsgruppen oder Lesezirkel dem Geist neues Leben einhauchen. Alles, was es dazu braucht, ist Initiative und ein wenig Kreativität. Leider nutzen die meisten Studenten solche Chancen nicht: Sie jammern und finden sich mit dem Status quo ab. So erhält das System sich selbst.

Wie müsste meine Universität beschaffen sein? Ginge ich doch besser nach Amerika – weg von der deutschen Massenuniversität, hin zur amerikanischen Eliteuniversität? Dahin, wo die Welt noch heil ist? Die Vorteile des amerikanischen Systems scheinen auf der Hand zu liegen: kleine Seminarklassen, kurze Ausbildungszeiten, zielorientierte Studenten und begeisterte Wissenschaftler. Nomen est Omen – den Kampf gegen die Elite scheint die Masse im Vorhinein verloren zu haben.

Der Blick gen Westen hat in Deutschland die Universitätsdiskussion neu belebt. Mit kurzen Studienzeiten, einem klar vorgegebenen Studienverlauf und einer ständigen Lernkontrolle soll dem Massenproblem der Garaus gemacht werden. Aber innerhalb der Massenuniversität kämpfe ich nicht in erster Linie mit der Masse, sondern mit einer selbstgefälligen Elite; mit einer Aristokratie, die sich ihre Standards von Generation zu Generation zuschiebt und schon lange vergessen hat, dass die Philosophie nicht von Lösungen, sondern von der (selbst-)kritischen Auseinandersetzung lebt. In der Schulbank bin ich dem wissenschaftlichen Establishment auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Die Eliteuniversität ist für mich keine Lösung.

Natürlich frustrieren die Begleitumstände der Massenuniversität Professoren wie Studenten gleichermaßen. Die einen müssen den Spagat zwischen ihrer Forschung und einer Lehre bewältigen, die in der diffusen Masse zu versickern scheint; die anderen kämpfen mit Professoren, die das Gefühl für die Persönlichkeit des einzelnen Studenten verloren haben – und um Sitzplätze in stickigen

Räumen. Die Luft an der Universität riecht schlecht, und das stachelt nicht zu Leistung an. Viele Studenten weichen dem Anspruchsvollen aus und machen ihre Scheine bei den Dozenten, die die geringsten Anforderungen stellen; sie verlieren die Begeisterung für ihr Fach und entfremden sich von der Universität. Und viele Professoren kommen angesichts einer formlosen Masse schon gar nicht mehr auf die Idee, ihr didaktisches Geschick infrage zu stellen; sie widmen sich lieber ihrer Forschung.

Trotzdem: Ich habe auch Professoren erlebt, die den Kontakt zu den Studenten suchen, mit ihnen über Wünsche und Ziele reden und versuchen, ihre Erkenntnisse auch in den Seminaren umzusetzen. Sie erproben neue Seminarkonzepte, die den Studenten zu eigener Denkarbeit in mündlicher oder schriftlicher Form auffordern. Sie kommen meinem Ideal eines Professors nahe, der Wissenschaftler und Wissenschaftslehrer gleichzeitig ist.

Als Teilnehmer solcher Seminare konnte ich spüren, dass der Professor mich nicht als lästige Beigabe seiner Universitätslaufbahn empfindet: er nimmt mich ernst. Es ist für ihn selbstverständlich, dass er durch die Auseinandersetzung im Seminar selber dazulernt – als Wissenschaftler wie auch als Lehrer. Er tritt als Lehrer auf, der seine Autorität dazu benutzt, schablonenhaftes Denken und den aufgesetzten Habitus bloßzustellen. Und er zeigt sich als Wissenschaftler, der seine eigene Lehrmeinung ins Seminar einbringt und auch die Gründe zeigt, die ihn dahin geführt haben – ohne dabei die Argumente zu unterschlagen, die seiner Meinung widersprechen. Er ist kein ferngesteuertes abstraktes Gebilde, sondern eine wissenschaftliche Persönlichkeit, die ihre ›Gefühle‹ zeigt und zu der ich Vertrauen aufbauen kann: Im Wissenschaftslehrer finde ich so einen Menschen, über den ich mich in einer mir fremden Gesellschaft sozialisieren kann. Nicht das ›wahr!‹ oder ›falsch!‹ beherrscht seine Seminare, sondern die kritische Kreativität, die meine Fragen wie mein Zuhören gleichermaßen herausfordert. Der Lehrer hat sein Ziel erreicht, wenn er in mir Interesse am Stoff und Lust am Engagement weckt.

Wenn die Professoren solchem Beispiel folgten, wenn man sie in den kleinen Seminarklassen Amerikas wirken ließe und den schwerblütigen deutschen Weltgeist mit einer Prise englischen Humors und südländischem Temperament würzte: fertig wäre sie, meine deutsche Traumuniversität – vielleicht.